



Sendung vom 14.4.2016, 20.15 Uhr

Professor Dr. Stephan Lessenich
Lehrstuhl für Soziologie Ludwig-Maximilians-Universität München
im Gespräch mit Sabrina Staubitz

Staubitz: Grüß Gott und herzlich willkommen, liebe Zuschauer, beim alpha-Forum. Mein heutiger Gast Professor Dr. Stephan Lessenich ist Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München und erfrischerweise beschäftigt er sich in seinen Forschungen nicht nur mit abstrakter wissenschaftlicher Theorie, sondern auch mit dem Lebensalltag der Menschen. Herzlich willkommen, Herr Professor Lessenich. Ich finde es wunderbar für unsere Sendung heute, dass Sie sich mit dem Lebensalltag der Menschen beschäftigen. Sie selbst haben das formvollendet und ein bisschen selbstironisch so ausgedrückt: Die Soziologie soll sich doch bitte mit den Problemen beschäftigen, die die Gesellschaft auch hätte, wenn es die Soziologie nicht gäbe. Was sind denn für Sie momentan die zwei, drei Problemfelder, von denen Sie sagen, dass sie Ihnen gerade richtig unter den Nägeln brennen?

Lessenich: Diese wunderschöne Wendung stammt leider nicht von mir, sondern von zwei Kollegen, aber ich finde sie sehr treffend. Denn die Soziologie steht ja recht häufig in der Rechtfertigungspflicht, warum es sie überhaupt gibt und warum Soziologen immer so blumig und wolkig reden müssen, während sie gar nicht so nah an den gesellschaftlichen Entwicklungen dran sind. Denn eigentlich ist die Soziologie ganz anders: Sie ist sehr nah dran. Bei dem, was wir gegenwärtig in der Flüchtlingsfrage erleben, bündeln sich schon sehr viele Zukunftsfragen dieser Gesellschaft, für die sich die Soziologie eigentlich zuständig erklären müsste. Das sind Fragen, die unseren Lebensstandard und unsere Lebensqualität betreffen: Können wir angesichts von ökologischen Belastungen, von globalen sozialen Ungleichheiten, von offensichtlicher Not und offensichtlichem Elend in der Welt, das nun an unsere Haustür pocht, weiter so leben, wie wir das bisher getan haben? Ich glaube, da sind einfach auch viele Fragen von sozialer Ungleichheit mit drin, die sich nicht mehr nur in unserer eigenen Gesellschaft stellen, sondern die sich weltgesellschaftlich stellen. Das ist schon mal eines der zentralen Themen für die nächsten Jahre. Eine zweite Sache, die uns in unserer Gesellschaft langfristig beschäftigen wird und mit der ich mich ebenfalls bereits auseinandergesetzt habe, ist die Frage: Wie führen wir unseren Alltag? Unter welchen gesellschaftlichen Zwängen stehen wir in unserem Alltag? Welche Freiheitsspielräume haben wir eigentlich in unserer alltäglichen Lebensführung? Welche Strukturvorgaben macht diese Gesellschaft und wie können wir ihnen gerecht werden? Diese Fragen

stellen sich eigentlich über den gesamten Lebenszyklus eines Menschen, denn bereits unsere Kinder stehen unter einem starken Entwicklungs- und Optimierungsdruck. Und selbst im fortgeschrittenen Alter müssen die Menschen heute zeigen, dass sie gesellschaftlich nützlich sind. Da gibt es sozusagen auf der Mikroebene der alltäglichen Lebensführung sehr viele neue Zwänge und Herausforderungen für die Menschen.

Staubitz: Gut, da haben wir ja einiges vor uns, was wir in dieser Sendung an Themen bearbeiten können. Sie haben soeben das Stichwort der Optimierung erwähnt: Mich wundert es ja, dass man Probleme überhaupt noch Probleme nennen darf und dass nicht nur mehr von "Herausforderungen", von "Chancen" die Rede ist, dass man nun ressourcen- und lösungsorientiert vorgehen werde usw. Das ist dieser Selbstoptimierungsjargon, der gerne verwendet wird. Ist Ihnen dieser Jargon auch ein wenig suspekt?

Lessenich: Er ist mir sehr wohl suspekt, aber er passt in die Zeit. Wir leben ja nun einmal in einer Zeit, in der auch die Individuen sozusagen unternehmensberaterisch behandelt werden und sich als Betrieb sehen müssen, der ...

Staubitz: Jeder lässt sich heute z. B. zwischendurch gerne coachen.

Lessenich: Genau, aber wir müssen schon sehen, dass das eben nicht für jeden gilt. Die Soziologie stellt ja häufig Diagnosen, die aus einem bestimmten Milieu heraus geboren werden. Soziologinnen und Soziologen sind nun einmal und naheliegenderweise auch Bildungsbürger, weswegen sie gelegentlich dazu tendieren, ihren eigenen Lebensalltag zu verallgemeinern und zu behaupten, das wäre nun in der gesamten Gesellschaft so. Da muss man sich aber schon noch mal unterschiedliche soziale Milieus und Positionen in der Sozialstruktur anschauen. Aber generell kann man schon sagen, dass "die" Menschen heute unter einem stärkeren Druck stehen, sich beweisen zu müssen, sich als erfolgreich zu zeigen, sich selbst permanent zu überprüfen, ob sie bestimmten Ansprüchen genügen. Von daher ist diese Überlegung, dass wir alle unsere eigenen Unternehmensberaterinnen und -berater sind, gar nicht so weit hergeholt. Das äußert sich allerdings unterschiedlich: Für Menschen, die an der Supermarktkasse arbeiten, ist das anders als für Topmanager. Aber die grundlegende Überlegung, dass wir alle in der Beweisspflicht sind: dass wir uns entwickeln wollen, dass wir weiterkommen wollen ...

Staubitz: ... dass wir unser volles Produktionspotenzial ausschöpfen wollen ...

Lessenich: ... dass wir Stärken- und Schwächen-Analysen von uns selbst machen, dass wir an den Schwächen arbeiten und dass wir diese Schwächen auch noch umdefinieren wollen usw. usf. Das spricht eigentlich, wenn man das mal von der anderen Seite aus anschaut, alles dafür, dass in dieser Gesellschaft das Scheitern oder eine Unzulänglichkeit oder eine Schwäche nicht gefragt ist. Aber das gehört zum Leben dazu, zum individuellen Leben und zum gesellschaftlichen Leben. Es gibt nun einmal Stärken und Schwächen in der Gesellschaft und bei jedem Einzelnen. Unsere Gesellschaft ist aber seit geraumer Zeit so gepolt,

dass es nur noch Stärken geben soll, während die Schwächen und auch die Schwachen nicht mehr so gut beleumundet sind.

Staubitz: Sie haben daher ganz bestimmt Ihre eigenen Stärken und Schwächen hervorragend durchleuchtet, und bevor wir jetzt in diese doch z. T. sehr komplexen Themen einsteigen, würde ich Sie für unsere Zuschauer gerne als Person ein bisschen fassbar machen. Ihnen geht ja eigentlich der Ruf voraus, dass Sie einen etwas flamboyanten Kleidungsstil pflegen, also durchaus mal buntere Hemden tragen usw. Haben Sie sich denn extra für diese Sendung heute in Grau gewandet?

Lessenich: Erstens freue ich mich natürlich, dass mir überhaupt ein Ruf vorausgeht. Und wenn er sich auf die Hemden bezieht, dann ...

Staubitz: Nicht ausschließlich, aber ich habe gehört, dass an der Uni sogar Wetten dazu laufen sollen.

Lessenich: In Sachen Selbstoptimierung kann ich nur sagen: Es gibt doch auch diese Portale im Internet, auf denen Studierende ihre Dozenten und Dozentinnen bewerten können. Bei meinen Vorlesungen lautete da der erste Punkt eigentlich immer, dass die Hemden der "Burner" seien. Ja, gut, ich ziehe mich, insofern man diesem Stereotyp glaubt, gerne nicht so professoral an. Für heute habe ich jedoch etwas leicht Zurückhaltenderes gewählt, um hier nicht die Kamera zum Flimmern zu bringen.

Staubitz: Sie sind aber noch nicht im Mainstream angekommen, oder?

Lessenich: Nun, wenn man irgendwann an die Ludwig-Maximilians-Universität berufen wird, dann steht natürlich die Frage im Raum, ob man jetzt im Mainstream angekommen ist. Wobei die LMU aber ohnehin nicht "Mainstream" ist, sondern das ist ja eine Exzellenz-Universität. Das ist ja doch genau diese Universität, die von sich behauptet, mit einigen anderen eben nicht den Mainstream zu repräsentieren, sondern in einer gewissen Weise die Avantgarde. Ich selbst sehe mich da aber weder auf der einen noch auf der anderen Seite, sondern ich versuche, möglichst nah an gesellschaftlichen Entwicklungen dran zu sein. Deswegen will ich einen offenen Blick haben für das, was die Menschen tun. Ich glaube, je weniger man sich da von Mainstream und Avantgarde vereinnahmen lässt und stattdessen zu beidem eine gleiche Distanz wahrt, umso mehr Einblick bekommt man auch in die Gesellschaft.

Staubitz: Im Prinzip machen Sie einen sehr entspannten Eindruck auf mich, und wenn man sich die Sachen auf YouTube anschaut, die es dort von Ihnen gibt, stellt man fest, dass Sie auch sehr lebhaft sind im Ausdruck. Ich könnte mir vorstellen, dass Sie das alles nicht unbedingt aus Ihrem Geburtsort Stuttgart mitgebracht haben, sondern vielleicht eher aus Ihrer Zeit in Spanien. Ich glaube, Barcelona und Madrid waren die Stationen, an denen Sie sich aufgehalten haben. Was hat Sie dort in dieser Zeit Ihrer Ansicht nach am meisten geprägt?

Lessenich: Ich glaube auch nicht, dass die Lebendigkeit irgendwie ein schwäbisches Mitbringsel ist. Die Zeit in Spanien, wo ich als Kind und Jugendlicher gelebt habe, hat mich meiner Meinung nach schon sehr stark geprägt. Meine Lebendigkeit wird allerdings nicht immer so wohlgehten bzw. stellt für mich manchmal auch eine Schwierigkeit dar. Ich arbeite z. B. gerne mit den Händen, und zu solchen Anlässen wie diesem hier sagen einem

z. B. gewisse Körpertrainer ja gerne, wie man die Hände und die Arme zu halten hat, damit man gut ankommt: "Die Hände müssen unterhalb des Bauchnabels bleiben, denn alles andere wirkt total seltsam."

Staubitz: Mir sind Ihre Hände auch schon aufgefallen.

Lessenich: Genau, ich habe jetzt auch schon meine Hände ganz merkelhaft gefaltet. Nein, im Ernst, ich glaube, aus Spanien habe ich vor allem diese Positionierung mitgebracht, etwas am Rande einer Gesellschaft zu sein, so eine Außenposition innezuhaben, aber eben auch keine richtig exklusive Position einnehmen zu wollen. Ich glaube, gute Soziologie lebt davon, dass sie in der Gesellschaft operiert, aber in der Gesellschaft eben auch versucht, so eine halbe Außenposition zu beziehen: Sie soll Teil der Gesellschaft sein und doch auch einen Schritt zurücktreten können, um die Gesellschaft beobachten zu können. Sie kann die Gesellschaft so und so nicht objektiv beobachten, denn das kann man nicht als jemand, der selbst Teil seines eigenen Untersuchungsgegenstandes ist: Ich bin selbst Teil von sozialen Beziehungen, von sozialen Strukturen, von sozialen Prozessen. Aber ich kann doch etwas zurücktreten und aus einer Halbdistanz bestimmte Dinge beobachten. Denn dadurch kann man den Selbstbeschreibungen der Leute noch eine zweite Beschreibung an die Seite stellen. Das ist etwas – jedenfalls rekonstruiere ich das im Nachhinein so –, was ich in Spanien mitbekommen habe. Ich bin dort hingezogen, hatte keine Ahnung von der Sprache, musste mich selbst da hineinarbeiten, habe das Leben dort in Spanien oft mit fremden Augen wahrgenommen. Aber irgendwann habe ich mich auch als Teil dieser Gesellschaft dort gefühlt. Und ich fühle mich auch heute noch, wenn ich in Spanien bin, dort am ehesten heimisch. Ich glaube, dieses Beobachten, sich einen Reim auf die Dinge zu machen, die einem eigentlich fremd sind, und aus dieser Halbdistanz dann vielleicht auch den Beschreibungen der Leute etwas hinzufügen zu können, das hat mich doch geprägt. Und das hat mich dann auch auf etwas verschlungenen Pfaden zur Soziologie gebracht.

Staubitz: Das mit den "verschlungenen Pfaden" sollten wir vielleicht noch klären, denn eigentlich sind Sie in der Tat so ein bisschen ein Zufalls-Soziologe. Ursprünglich wollten Sie ja mal Architektur studieren. Wie sind Sie denn dann darauf gekommen, dass die Struktur von Gebäuden letztlich doch weniger spannend ist als die Struktur von Gesellschaften?

Lessenich: Darauf bin ich leider nicht gekommen, denn ich hätte das ja gerne studiert, das Problem war nur: Ich habe keinen Studienplatz bekommen in Architektur. Aber in der Architektur steckt ja auch viel Soziologie drin: Um gut bauen zu können, muss man sehr viel darüber wissen, wie Menschen leben, was Menschen wünschen, wie man ihre räumliche Umgebung gestalten sollte, damit sie auch ein gutes Leben führen können. Ich glaube, in dieser Studienabsicht war auch schon so ein soziologischer Impuls drin damals – ohne dass ich das selbst gewusst hätte. Danach wollte ich Erzieher werden und hatte auch schon einen Ausbildungsplatz. Nach dem Studium kamen dann private Verwerfungen dazwischen: Wegen des Kindes, das im Kommen war, dachten meine damalige Freundin und ich, dass einer von uns beiden möglichst viel Zeit für dieses Kind haben sollte. Meine Freundin stand da gerade im Staatsexamen Medizin und ich selbst hatte mich um ein Stipendium für

eine Promotion beworben und habe dieses Stipendium auch bekommen. Von da an war dann über verschiedene Stationen irgendwie der Weg bereitet, die Soziologie wirklich zum Beruf zu machen.

Staubitz: Im Nachhinein sind Sie wahrscheinlich froh darüber, denn ich denke, Sie brennen ja wirklich für Ihr Fach. Sie sagen ja auch, dass der Soziologie verschiedene wichtige Aufgaben zukommen. Es kommt ihr, wie Sie sagen, u. a. die Aufgabe zu, durchaus auch mal Utopien zu entwickeln. Sind damit konkrete alternative Ideen und Visionen gemeint?

Lessenich: Die Frage wäre natürlich, was Sie unter "konkret" verstehen und wie konkret es denn ...

Staubitz: "Lebbar" wäre vielleicht eine Annäherung.

Lessenich: Ja, das ist ein gutes Synonym. Ich glaube schon, dass die Soziologie auch die Aufgabe hat, zu zeigen: So, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse eingerichtet sind, ist das nicht alternativlos. In den letzten zwei, drei Jahrzehnten erleben wir ja auf der politischen Ebene sehr stark diesen TINA-Diskurs. TINA steht für: "There is no alternative". Es heißt, so wie die Dinge stehen, haben wir nicht viele Alternativen, um unser gesellschaftliches Leben anders zu gestalten.

Staubitz: Sie jedoch sagen, dass das nicht stimmt, dass das keineswegs in Stein gemeißelt ist.

Lessenich: Ja, und das wissen wir doch auch, denn es können alle möglichen Dinge passieren – auch von außen –, die das gesellschaftliche Leben sogar sehr schnell umstoßen können. Wir haben das ja 1989/90 in Osteuropa erlebt, wir haben das mit den Weltkriegen erlebt. Deshalb machen ja auch solche langfristigen demografischen Prognosen bis ins Jahr 2100 nur wenig Sinn. Es passiert sehr viel und es können große Wandlungen geschehen, ohne dass man sie vorhersagen könnte.

Staubitz: Aber auf einen Weltkrieg wollen wir hinsichtlich der demografischen Entwicklung nicht bauen bei den alternativen Szenarien.

Lessenich: Nein, das ist klar. Aber das, was wir gegenwärtig erleben, erschüttert ja schon die Gesellschaft in ihren Selbstverständlichkeiten und auch in ihrem Selbstverständnis. Und die Soziologie problematisiert einfach diese Einschätzung, dass es nicht viele Alternativen gebe zu dem, wie wir heute leben. Das Selbstverständliche infrage zu stellen, um dann andere Möglichkeiten der Einrichtung von Gesellschaft erst einmal als Optionen in den Raum zu stellen, gehört also meiner Meinung nach zu den grundsätzlichen Aufgaben der Soziologie – ohne dass aber die Soziologie besonders geeignet wäre, um Blaupausen herzustellen für die Gestaltung von bestimmten gesellschaftlichen Lebensbereichen. Eine von diesen Fragen ist z. B.: Wie soll das Bildungssystem umgebaut werden? Wie reagiert man jetzt am besten auf die Flüchtlingszuströme? Was muss dafür vor Ort organisiert werden? Ich glaube nicht, dass es die Stärke von Soziologinnen und Soziologen ist, hierfür Blaupausen zu erstellen.

Staubitz: Sondern?

Lessenich: Die Stärke der Soziologie ist es, auf einer generellen gesellschaftlichen Ebene zu sagen, wie diese Gesellschaft entstanden ist, wie die Art, wie

wir gesellschaftliche Verhältnisse gestalten, historisch entstanden ist. Denn das hat ja eine Herkunft, das ist nicht vom Himmel gefallen, denn das haben wir selbst mitgestaltet in Gesellschaft. Und auch heute gibt es eben unterschiedliche Optionen, wie man Verhältnisse einrichten könnte. Auf diese verschiedenen Möglichkeiten hinzuweisen und darauf hinzuweisen, dass es immer auch ein Drittes gibt, das potenziell auch zu realisieren wäre, ist meiner Meinung nach schon etwas spezifisch Soziologisches.

Staubitz: Vielleicht kommen wir ja im Laufe unseres Gesprächs noch darauf, was man als Einzelner wirklich tun kann und was da konkrete Möglichkeiten wären. Sie arbeiten jedenfalls ganz konkret an einem Buch, das im Herbst 2016 fertig sein soll. Es beschäftigt sich mit Externalisierungsgesellschaften. Ich hoffe, das wird nicht der Buchtitel, wenn das auch Leute lesen sollen, die keinen Diplomabschluss in Soziologie haben. Vielleicht könnten Sie unseren Zuschauern ein bisschen erklären, was sich hinter diesem Begriff eigentlich versteckt. Was bedeutet Externalisierung?

Lessenich: Das ist wieder mal für mich eine sprechende Reaktion, wenn Sie sagen: "Hoffentlich wird das Buch nicht 'Die Externalisierungsgesellschaft' heißen." Denn das würde ja nur wieder das Stereotyp bedienen, dass Soziologinnen und Soziologen sowieso nur in ihrem Jargon sprechen ...

Staubitz: Ich wollte Sie damit natürlich auch ein bisschen provozieren.

Lessenich: ... dass sie groß daherreden und eh keiner genau weiß, was sie meinen. Es heißt dann oft nur noch: "Das klingt ganz gut, aber man versteht es nicht. Und deswegen kann man das auch ganz schnell abhaken." Externalisierung kommt eigentlich aus der Ökonomie, aus der Unternehmensführung. Es gibt dort die Diagnose, dass Unternehmen häufig Kosten, die sie produzieren, auslagern an Dritte und nicht mit in den Preis des Produktes einpreisen, das sie produzieren. Das gängige Beispiel für solche Kosten sind Umweltkosten, Umweltschäden. Ein Unternehmen verkauft das Gut, das es produziert hat, z. B. für den Preis X. Wenn es jedoch die Umweltschäden mit einberechnen müsste, die es auf dem Weg der Herstellung dieses Gutes verursacht, müsste das Unternehmen für dieses Gut viel mehr verlangen. Damit würden womöglich die Absatzchancen geringer werden oder es wäre eben letztlich so, dass die Konsumentinnen und Konsumenten mehr dafür zahlen müssten. Ich glaube, dass es ein allgemeines Muster der Reproduktion unserer Gesellschaft ist, dass wir viele Kosten unserer gesellschaftlichen Lebensführung kollektiv auslagern an Dritte. Das gilt nicht nur auf der Makroebene für Umweltschäden. Denn es ist ja nicht nur so, dass die Lebensführungsmuster, die in unserer Gesellschaft typisch sind, Umweltschäden produzieren, die häufig nicht hier anfallen, sondern anderswo auf der Welt in anderen Gesellschaften. Stattdessen beruhen darüber hinaus überhaupt unsere Formen des Produzierens und des Konsumierens auf der Arbeit von Dritten, die sehr schlecht bezahlt werden.

Staubitz: Das kann z. B. der Textilarbeiter in Bangladesch sein, der unter extrem schwierigen Bedingungen arbeiten muss; das kann die polnische

Pflegekraft sein, die hierzulande für ein geringeres Entgelt arbeitet als eine einheimische Arbeitskraft.

Lessenich: Ja, genau. Das sind zwei gute Beispiele, die auch auf unterschiedlichen Ebenen liegen. In unserem Haushalt ist es also so, dass wir Arbeit an Dritte auslagern, die wir nicht selbst machen wollen. Früher geschah das schlicht innerhalb der Familie: Da hat das der Mann an die Frau ausgelagert, die dann für die Kinderziehung usw. zuständig war. Mit der zunehmenden Frauenerwerbstätigkeit gibt es heute zumindest in denjenigen Haushalten, die sich das leisten können, für die Kinderbetreuung oder auch für die Altenpflege osteuropäische Sorgearbeiterinnen. Diese werden in den Haushalt geholt und häufig informell oder sogar illegal beschäftigt und erbringen dann zu Bedingungen, unter denen wir selbst nicht arbeiten würden, bestimmte Leistungen. Weltgeschichtlich gilt das eben auch und Ihr Beispiel ist der gut bekannte Zusammenhang in der Textilproduktion. Dass ein Hemd, ein T-Shirt nur das kostet, was es kostet, ist nur möglich, weil es andernorts von Menschen für einen Hungerlohn hergestellt wird.

Staubitz: Ihr Hemd ist ja sicherlich nachhaltig produziert und fair gehandelt?

Lessenich: Wir gucken jetzt mal nicht hinten aufs Etikett, sodass ich das jetzt einfach mal behaupten kann.

Staubitz: Das Problembewusstsein in Bezug auf diese Kostenverlagerung ist ja durchaus nicht bei allen Gesellschaftsmitgliedern angekommen. Selbst in meinem Bekanntenkreis ist das so, denn ich habe im Vorfeld dieser Sendung mit Bekannten ein bisschen diskutiert über dieses Thema. Es hieß dann immer: "Na ja, aber dann hätte dieser Textilarbeiter in Bangladesch oder diese polnische Pflegekraft halt gar keine Arbeit, wenn wir ihr dieser Arbeit nicht geben würden. Und dann wäre die Situation für sie noch viel, viel schlechter." Diese Argumente fallen dann natürlich auch, und hier ein Problembewusstsein zu wecken, ist womöglich auch Teil Ihrer Aufgabe.

Lessenich: Diese Argumente gibt es in der Tat und unter den Bedingungen der gegenwärtigen Verfasstheit der Weltwirtschaft ist dieses Argument ja auch richtig. Was wäre denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Alternative dazu? Keine Arbeit zu haben? Dies würde bedeuten, dass in den entsprechenden Gesellschaften noch weniger Einkommen vorhanden wäre. Aber mir geht es jetzt nicht nur darum, die einzelnen Individuen anzuklagen und zu sagen: "Schaut mal, wer für euren Lebensstandard für welchen Hungerlohn arbeiten muss, wer für die Lebenshaltung, die Ihr für normal und angemessen haltet, herhalten muss." Das sind ja z. B. auch Kinder: In vielen Industrien der Welt arbeiten nämlich Kinder, und dies nicht nur in der Textilindustrie. Viele Rohstoffe, die wir für die Konsumgüter unseres Alltags benötigen, werden durch Kinderarbeit produziert ...

Staubitz: Der erhobene Zeigefinger ist es also nicht.

Lessenich: Der erhobene Zeigefinger gehört schon auch dazu, weil wir natürlich selbst auch immer ganz schnell zum Externalisieren tendieren, indem wir sagen: "Daran kann ich ja selbst nichts machen, denn das liegt an der Einrichtung unserer Gesellschaft. Ich bin ja nur ein Teil einer

Gesellschaft, die in bestimmten Strukturen operiert. Ich kann höchstens versuchen, weniger zu fliegen oder Fair-Trade-Kaffee zu kaufen. Aber viel mehr kann ich nicht machen."

Staubitz: Sie sagen also, dass dieser Externalisierungsprozess, dieser Verlagerungsprozess auf zwei Ebenen verläuft. Da gibt es erstens die materielle Ebene, die Sie bereits angedeutet haben: Rohstoffgewinnung, Ressourcenverbrauch usw. gehören hierher. Und es gibt ihn eben auch auf der ideellen Ebene. Das ist der zweite Punkt, den Sie gerade angesprochen haben.

Lessenich: Das, was Sie soeben von Ihren Bekannten geschildert haben, sind ja auch Abwehrreaktionen. Ich glaube, wir könnten es kaum ertragen, wenn wir uns das wirklich bewusst machen würden, wenn wir die entsprechenden Daten und Fakten wälzen würden und dann auch die entsprechenden Bilder dazu sehen würden, auf welchen Entbehrungen von Dritten oder Zumutungen für Dritte unsere alltägliche Lebensführung in den reichen Gesellschaften des Westens eigentlich beruht. Wenn wir uns das alltäglich deutlich machen würden, dann wären wir gar nicht lebensfähig. Wir bekommen das manchmal über die Bilder in der "Tagesschau" mit oder wir sehen dieses Elend an den Grenzen – hoffentlich nicht an den deutschen Grenzen oder an den österreichischen Grenzen, lieber an den mazedonischen oder an den griechischen Grenzen oder an noch weiter entfernt liegenden Grenzen. Wenn wir uns alltäglich klar machen würden, welchen Anteil wir an den Prozessen in Syrien haben und dass wir jetzt nicht einmal bereit sind, die Folgen davon zu tragen, wären wir nicht lebensfähig. Deswegen gehört meiner Meinung nach zu dieser materiellen Externalisierung immer auch die Tatsache, dass wir das selbst verdrängen. Wer mag, darf das auch ganz klassische als "Überbau" bezeichnen. Wir verdrängen es entweder oder projizieren das auf Dritte, indem wir sagen, dass daran doch bitte schön andere schuld seien oder dass das nur an den Strukturen liege. Wobei ich sagen muss, dass ich selbst die strukturelle Dimension ebenfalls nie unterbewerten würde. Oder wir projizieren das sogar auf die Betroffenen selbst und sagen: "Na ja gut, aber wir leisten doch ganz viel Entwicklungshilfe. Aber dieses Geld versickert halt in diesen Gesellschaften, weil es dort korrupte Eliten gibt, die mit Geld einfach nicht umgehen können usw." Aber dass dahinter beispielsweise auch eine ganze Kolonialgeschichte steht, wird dabei verdrängt: Das waren Jahrhunderte der Externalisierung von Problemen nach außen.

Staubitz: Das wollte ich gerade sagen: Das ist ja kein neues Phänomen.

Lessenich: Ja, das ist kein neues Phänomen und deswegen würde ich, wenn dieses Buch "Externalisierungsgesellschaft" heißen würde, darin auch nie sagen: "Leute, schaut mal her, seit 10, 20 Jahren leben wir jetzt plötzlich in einer Externalisierungsgesellschaft." Nein, ich meine vielmehr, seit es so etwas gibt wie den globalen Kapitalismus – und das ist eigentlich spätestens seit der Entdeckung Amerikas so, also seit 400, 500 Jahren – , leben wir so, dass wir andere Weltregionen ausbeuten und daraus unseren Profit ziehen. Und wir leben ja auch selbst zunehmend gut damit spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg: Seitdem ist der Lebensstandard der Gesellschaften in Westeuropa und in Nordamerika sehr stark gestiegen und hat wirklich breite Gesellschaftsschichten erfasst. Wir

leben also sehr gut damit, machen uns aber gar nicht mehr klar, worauf historisch und aktuell unser Wohlstand und unsere Lebensführung eigentlich beruhen. Ich glaube, das kann man nur so leben, wenn man verdrängt, wenn man auf Dritte projiziert, wenn man von sich abweist, wenn man sich abschottet, wenn man abwehrt usw. Und deswegen finde ich eben, dass die Reaktionsweisen großer Teile der Politik und eines zumindest nicht geringen Teils der Bevölkerung auf die gegenwärtige Flüchtlingsfrage Bände spricht im Hinblick auf dieses Verdrängen, Auslagern und auch die Wahrnehmung dessen, wie wir eigentlich leben und auf wessen Kosten wir eigentlich leben.

Staubitz: Wir sollten jetzt mal so richtig in dieses Thema einsteigen und es nicht nur anreißen, weil es mittlerweile in den Lebensalltag der Menschen vorgedrungen ist. Es geht einher mit ganz vielen Abwehrreflexen und Bewahrungsreflexen oder eben auch mit Ängsten. Haben Sie denn dafür Verständnis?

Lessenich: Selbstverständlich habe ich als Soziologe für alles Verständnis, was gesellschaftlich passiert. Ich versuche dann eben, mir meinen Reim darauf zu machen und natürlich ist das verständlich und unmittelbar naheliegend. Es wird uns beiden nicht anders gehen, wenn wir wirklich damit konfrontiert werden, denn wir werden uns dann darüber klar: "Mein Gott, so wie ich lebe und wie ich es auch gelernt habe zu leben, ist das weder ökologisch nachhaltig, noch lässt sich das auf Dauer weiterführen." Und dann bekommen wir natürlich Angst. Man bekommt Angst, wenn es nicht nur heißt, man müsse sich halt mal ein bisschen einschränken und vielleicht auf die nächste Weltreise verzichten, sondern wenn es wirklich darum geht, dass unsere Selbstverständlichkeiten der Lebensführung infrage gestellt werden. Wenn nicht nur eine Million Flüchtlinge kommen, sondern wenn wir womöglich dauerhaft mit den Problemen im Rest der Welt konfrontiert werden.

Staubitz: Und Sie sagen ja, dass es ein realistisches Szenario ist, sich das so vorzustellen. Sie sagen, sich diese Insel der Seligen, auf der wir uns befinden, bewahren zu wollen, sei illusorisch. Das nimmt den Menschen ihre Ängste nun nicht unbedingt.

Lessenich: Es hilft ja nichts, die Ängste nicht ernst zu nehmen, aber gleichzeitig sie auch irgendwie für unrealistisch zu erklären. Große Teile der Politik sagen ja, wenn ich das mal auf diesen einen Nenner bringen darf: "Leute, macht euch nicht so große Sorgen, wir lösen dieses konjunkturelle Problem schon und dann befrieden wir bestimmte Weltregionen und dann können wir irgendwann auch wieder zu Business as usual zurückkehren." Daran glaube ich gerade nicht, und Wolfgang Schäuble hat sogar selbst gesagt, dass wir gerade ein Rendezvous mit der Globalisierung erleben. Die Globalisierung ist ja schon seit zwei, drei Jahrzehnten ein zentrales Thema von Politik und Wissenschaft. Wir hier in den entwickelten Weltregionen haben in den letzten Jahrzehnten eigentlich viele Vorteile der Globalisierung wahrgenommen. Jetzt sind wir nun aber auch zunehmend mit den Negativeffekten der Globalisierung konfrontiert. Ich glaube tatsächlich, dass es unrealistisch ist, dass sich diese Wogen wieder glätten werden. Ich glaube, dass entsprechende Ängste oder Sorgen oder Befürchtungen auch erst mal realistisch sind. Man muss sie daher ernst nehmen, aber man darf sie nicht in der Art und

Weise ernst nehmen, wie man das heute in der Politik häufig macht, indem man den Leuten nach dem Mund redet und Ängste, die sich in Abwehrreaktionen, Abwehrreflexen und womöglich auch in Abwertungsreflexen übersetzen, sogar noch weiter befördert. Stattdessen ist der Realismus in dem Sinne gefragt, dass wir den Menschen sagen: "Ja, wir haben lange zwar nicht über unsere Verhältnisse gelebt, wie das häufig von neoliberaler Seite behauptet wird, aber wir haben über die Verhältnisse von anderen in dieser Welt gelebt. Und womöglich dreht sich der Spieß nun langsam um."

Staubitz: Ich glaube, die Ängste und Sorgen der Leute kommen auch daher, dass sie das Gefühl haben, dass es überhaupt noch keinen Plan gibt, wie man mit dieser Situation umgehen soll. Es geht also nicht nur um das Verleugnen, sondern um den Umgang mit diesem Problem. Die Gesellschaft ist ja sehr gespalten, was das Thema "Flüchtlinge" betrifft, und es waren vor Kurzem nur noch elf Prozent der Deutschen, die gesagt haben: "Ohne Obergrenze immer nur her mit den Flüchtlingen und den Migranten." Mittlerweile sind das vielleicht noch weniger geworden als diese elf Prozent, ich weiß es nicht. Aber Sie sagen, dass eine Obergrenze gar nichts bringen würde. Ich hoffe, ich habe das richtige Zitat von Ihnen herausgesucht: "Wenn eine Million Menschen im Jahr zu uns fliehen und dies auch für die mittelfristige Zukunft zu erwarten ist, sollten wir dann eine illusorische Begrenzung auf eine willkürlich festgelegte Zahl fordern, damit unser 'Volskörpermaß-Index' gewahrt bleibt? Oder uns vielleicht doch auch in unseren Breitengraden auf eine zukünftige Normalität der Armuts-, Kriegs- und Krisenwanderung einstellen?"

Lessenich: Sie hätten auch einen kürzeren Satz von mir auswählen können, aber ...

Staubitz: Ich dachte mir, wenn ich Sie schon mal zitiere, dann aber richtig.

Lessenich: Dieser Satz stammt auch tatsächlich von mir. Ich finde, dieses Reden über Obergrenzen ist in der Tat ein sehr gutes Beispiel für diese Realitätsverweigerung, die ich meine. Denn das kann man natürlich machen ...

Staubitz: Darüber reden ja nicht nur wir hierzulande, sondern das ist in ganz Europa Thema.

Lessenich: ... aber es ist völlig illusorisch. Es gibt da mehrere Dimensionen, die wichtig sind. Erstens: Wenn ich Verfassungsrechtler wäre, würde ich sagen: "Es kann für Asylsuche keine Obergrenze geben." Und das wird ja auch zumindest von einigen Politikern noch so festgehalten. Wenn es Kriege gibt und dann millionenfach geflohen wird, dann kann man nicht irgendwie Obergrenzen für diese Flüchtlinge setzen. Das ist der eine Punkt. Der andere Punkt ist: So, wie die Dinge stehen, ist es völlig unrealistisch, wenn nicht gleich irrsinnig, zu sagen, wir setzen die Obergrenze bei 80 am Tag fest, wie das Österreich macht oder vielleicht bei 100 oder bei 150 oder 200." Im Grunde könnte ich nämlich sagen: "Nennen Sie irgendeine Zahl, denn jede Zahl ist gleichermaßen absurd, weil sie realitätsverweigernd ist." Natürlich können wir versuchen, diese Zahl meinetwegen bei 80 zu halten. Aber dann stehen die Tausende, die darüber hinausgehen, draußen."

- Staubitz:** Und dann passiert das, was wir gerade in Idomeni sehen.
- Lessenich:** Wir haben die Bilder von Idomeni ja vor Augen: Dort sind diese vielen Menschen, die nicht weiterkönnen. Was ist die Lösung? Zurück in ihre Heimat? Dorthin wollen sie nicht zurück. Wir müssen uns ja immer klar machen, dass diese Leute nicht aus Spaß an der Freude fliehen, sondern da gibt es wirklich grundlegende existenzielle Nöte, die diese Menschen dazu bringen, ihre angestammten Wohnumgebungen, ihre Gewohnheiten, ihre Freunde, ihre Netzwerke zu verlassen und sich auf diesen beschwerlichen und völlig ungewissen Weg zu machen. Und wir sagen dann, von diesen Menschen lassen wir 80 am Tag in unser Land? Ich verstehe den Impuls, Obergrenzen setzen zu wollen, sehr wohl, aber das ist genauso willkürlich, wie zu sagen: "Wir achten jetzt mal darauf, dass sich das Klima der Welt um nicht mehr als ein oder zwei Grad erhöht." Denn das ist praktisch nicht mehr zu erreichen. Selbst wenn die Ergebnisse des Pariser Klimagipfels umgesetzt werden würden, würde das nicht reichen, um tatsächlich den Klimawandel und die Folgen, die das u. a. auch wieder für die Migrationsbewegungen hat, tatsächlich bearbeiten zu können. Das heißt, wir können zwar solche willkürlichen Grenzen setzen, aber wir werden dann eben bald mit den Folgen dieser Illusion konfrontiert werden, und je enger wir diese setzen, umso schneller wird das der Fall sein. Wir haben nicht die Wahl, uns per Beschluss aus der gesellschaftlichen Realität verabschieden zu können. Das ist das, was gegenwärtig passiert. Ich verstehe diesen Impuls, wir haben den alle in uns und ich verstehe auch, dass der in der Gesellschaft noch einmal unterschiedlich verteilt ist. Wir haben auch in dieser Gesellschaft – das möchte ich gar nicht in Abrede stellen, wenn ich sage, "wir alle externalisieren" – große soziale Ungleichheiten und es ist naheliegend, dass gerade diejenigen, die am schlechtesten gestellt sind, die Befürchtung haben, dass sie, wenn sie noch weniger haben sollten, dann tatsächlich auch in existenzielle Nöte geraten werden. Aber dieser Abwehrreflex ist in der Gesellschaft keineswegs so verteilt, dass es die unteren Schichten sind, die dafür besonders empfänglich wären, sondern das geht quer durch die Gesellschaftsschichten, das ist in bildungsbürgerlichen Niveaus genauso.
- Staubitz:** Wenn bei den jüngsten Landtagswahlen die AfD so wahnsinnig punkten konnte, nämlich mit bis zu 24 Prozent, dann kann sie nicht nur von einkommensschwachen Menschen gewählt werden. Das geht wirklich quer durch die ganze Gesellschaft, wie Sie gesagt haben.
- Lessenich:** Es wäre ganz kurzsichtig und würde auch wiederum das falsche Signal senden, wenn man nun sagen würde: "Na ja, das sind halt wieder die bildungsfernen Milieus, die Unterschichten, die nicht universalistisch genug eingestellt sind, die nicht offen genug sind und die dann reflexhaft diese Abwehrmechanismen pflegen." Nein, das sind nicht nur diese Milieus, sondern das zieht sich wirklich bis in bürgerliche Schichten hinein. Das sind gut situierte Haushalte, in denen es ähnliche Abwehrreflexe gibt. Natürlich haben auch sie etwas zu verlieren, sie haben in absoluten Zahlen womöglich sogar noch mehr zu verlieren, weil sie damit, wie die Welt gegenwärtig eingerichtet ist, wunderbar leben. Da ist es naheliegend, zu sagen: "Hey, ich möchte weiterhin so leben. Was kümmert mich das da draußen. Und überhaupt, ich spende doch eh

immer an Weihnachten und gebe bei der Kollekte einen Zehner mehr als sonst." Diese Abwehrhaltung, dieses Nicht-wahrnehmen-Wollen sozialstrukturell nur nach unten zu projizieren, ist auch wiederum ein Externalisierungsmechanismus.

Staubitz: Ob das nun vordergründig wirklich alles nur Protestwähler sind gegen die Flüchtlingspolitik von Angela Merkel oder ob da noch ganz andere Ursachen und Beweggründe dahinterstecken, können wir im Rahmen dieser Sendung hier natürlich nicht klären. Wir können auch keine Lösung für die Flüchtlingsproblematik finden, aber vielen Dank dafür, dass wir zumindest ein bisschen einsteigen durften. Im Zusammenhang mit diesem Thema haben Sie auch noch etwas anderes angeschnitten. Es sei nämlich genauso illusorisch, diese maximal zwei Grad Erwärmung zu erreichen – die einzuhalten ja schon schwer genug wäre. Das bringt uns auf das schöne, wenn auch zunächst etwas sperrig klingende Thema "Postwachstum", das Sie ja ebenfalls beschäftigt. Man nennt das auch "Degrowth", aber auch das ist letztlich ein wenig ein Euphemismus, denn es geht gar nicht mehr um ein Wachstum, sondern um ein Schrumpfen. Eigentlich muss doch gesundgeschrumpft werden.

Lessenich: Nun, ich weiß nicht, ob das "gesund" ist, aber es ist jedenfalls so, dass man in den hoch entwickelten Industriegesellschaften eben nicht nur ein Wohlstandsniveau erreicht hat, sondern eben auch ein Niveau des Ressourcenverbrauchs, der nicht einfach so fortgeschrieben werden kann.

Staubitz: Ich halte mal ganz unauffällig ein Buch dazu in die Kamera.

Lessenich: Ja, ganz unauffällig.

Staubitz: Sie sind nämlich u. a. mit zwei Beiträgen in diesem Postwachstumsatlas beteiligt. Ist das jetzt eine Aufsatzsammlung, die man dem normal interessierten Zuschauer empfehlen darf, oder ist das doch eher sehr anspruchsvoll?

Lessenich: Das ist tatsächlich der Versuch, Soziologie so zu betreiben, dass sie nicht nur von Soziologinnen und Soziologen verstanden wird. Dieses Heft haben einige vielleicht schon gesehen, denn es liegt tatsächlich auch im Bahnhofsbuchhandel aus: Das ist der "Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr" von "Le Monde diplomatique". Dieses Heft ist von Soziologinnen und Soziologen, die sich mit Wachstums- und Postwachstumsfragen beschäftigen, gemeinsam erarbeitet worden. Darin finden sich Beiträge, die sehr substantiell sind, die aber gleichzeitig auch so geschrieben sind, dass sie von Interessierten wirklich nachvollzogen werden können.

Staubitz: Ein bisschen eine Begeisterung für Tabellen usw. sollte man mitbringen, aber ...

Lessenich: Es gibt auch wunderschöne Schaubilder, die das Ganze illustrieren. Ja, es gibt auch ein paar Tabellen, die man nicht ignorieren sollte.

Staubitz: Wir waren ja gerade dabei herauszufinden, was "Postwachstum" eigentlich bedeutet, was die Idee hinter diesem Begriff ist.

Lessenich: Wir gehen von der Gegenwartssituation aus: Unsere Gesellschaften, und nehmen wir als Beispiel die bundesdeutsche, sind so eingerichtet, dass

sie auf Wachstum beruhen und ständiges ökonomisches Wachstum brauchen. Wir schielen nicht ohne Grund immerzu auf die Wachstumsdaten: In jedem Quartal wird angegeben, um wie viel Prozent wir im Vergleich zum Vorjahr gewachsen sind. Und das geschieht auf einem Entwicklungsniveau, das gigantisch ist: Wir haben eine Reichtumsproduktion, wir haben ein Produktivitätsniveau erreicht, das im Weltvergleich sozusagen bereits das Optimum darstellt. Aber unsere Vorstellung ist, dass wir jedes Jahr oder jedes Quartal, denn das Ganze wird ja auch noch immer kurzaktiger, noch einmal eins draufpacken: noch mehr zu wachsen, noch produktiver zu werden, noch mehr zu investieren, um daraus wiederum in der nächsten Periode Wert schöpfen zu können.

Staubitz: Und Sie sagen, das kann jetzt nicht mehr so weitergehen. Oder sagen Sie, das sollte so nicht mehr weitergehen?

Lessenich: Beides.

Staubitz: Weil nämlich die Kosten dafür zu hoch sind.

Lessenich: Ich sage beides, wobei "sollte" eine normative Position wäre, die ich zwar persönlich teilen würde, bei der ich aber analytisch doch lieber sagen würde: Das kann so nicht weitergehen. Denn es sind einfach bestimmte Grenzen erreicht, und zwar in verschiedenen Bereichen. Da gibt es die Grenzen der Ausbeutbarkeit von natürlichen Ressourcen: Manche Ressourcen sind einfach schon so weit ausgebeutet oder überbeansprucht, dass es so nicht mehr weitergehen kann. Es gibt ja auch die Rede von den planetarischen Grenzen bzw. von den planetarischen Leitplanken: Bestimmte Stoffkreisläufe wie z. B. der Stickstoffkreislauf sind bereits jenseits ihrer Reproduzierbarkeit angelangt. Auch Naturwissenschaftlerinnen und -naturwissenschaftler und nicht nur Soziologinnen und Soziologen sagen also, dass wir wirklich objektivierbar bestimmte Grenzen der Belastbarkeit dieses Planeten bzw. der Beanspruchung von Ressourcen erreicht haben. Wir haben aber womöglich auch die Grenzen der Beanspruchbarkeit des Menschen im Alltag erreicht. Denken Sie an die Diskussionen um Symptome wie Burnout, Erschöpfung, Depression, Überbeanspruchung des Menschen usw. Das läuft alles in diese Richtung. Wir haben aber keine Idee, wie wir denn jetzt umstellen könnten von immer weiterem Wachstum auf eine Gesellschaft, die das Wachstum jedenfalls nicht mehr lebensnotwendig braucht, um das weiterzuführen, was sie tut, nämlich zu leben. Wir haben wirklich auf Wachstumsfüßen und -pfeilern gelebt und die Frage ist nun nicht, dass einfach radikal wirklich alles schrumpfen müsste. Nein, wir müssten eine gesellschaftliche Verständigung darüber erreichen, in welchen Bereichen wir sinnvollerweise weiter wachsen wollen und in welchen Bereichen nicht.

Staubitz: Es wäre doch schön, da mal eine Utopie von Ihrer Seite aus zu bekommen. Denn das klingt ja alles schwer nach Verzicht: Wenn wir auf ganz viel werden verzichten müssen, macht das die ganze Sache nicht richtig attraktiv für die Menschen. Was dürfte dann z. B. noch wachsen? Ich nehme mal an, dass das Auto nicht mehr weiter wachsen dürfte, dass auch die Anzahl der Urlaubsflüge nicht noch weiter steigen dürfte. Was also dürfte dann noch wachsen?

Lessenich:

Das stimmt, das ist ein Problem, denn das klingt nach Verzicht. Es gibt darüber auch eine große Debatte in der Postwachstumsforschung: Was kann man den Leuten zumuten und wie verkauft man das am besten? Deswegen ist jetzt häufig vom "guten Leben" die Rede, d. h. wir müssen lernen, etwas anderes unter einem guten Leben zu verstehen als immer nur materiellen Wohlstand und Maximierung der Optionshaushalte für jeden Einzelnen. Stattdessen geht es darum, dass wir in Gesellschaft gemeinsam gut leben können. Ich glaube jedoch, ein Stück Verzicht wird so und so dabei sein. Damit meine ich jetzt aber nicht dieses neoliberale Schlagwort vom "Gürtel enger schnallen" für alle, sondern ich glaube, dass das mit Umverteilungsprozessen verbunden sein wird. Diejenigen, die in dieser Gesellschaft am besten leben, werden tatsächlich auf etwas verzichten müssen. Gleichzeitig heißt das aber, dass auch in Zukunft noch bestimmte Dinge wachsen müssen. Das sind z. B. in einer alternden Gesellschaft personenbezogene Dienstleistungen. In einer Gesellschaft der Ungleichheit würde also ein gutes Leben darin bestehen, sich stärker – wir hatten das eingangs ja schon – um diejenigen zu kümmern, die nicht so stark sind, Schwächen tatsächlich zuzulassen und diese zu bearbeiten, um zu mehr Angleichung von Lebenschancen und "gleicheren" Lebensbedingungen zu kommen. Das heißt, dass bestimmte Dinge immer noch wachsen müssen: Wir werden mehr in Bildung und in vernünftige Sorgearbeit für bestimmte Personengruppen investieren müssen. Wachstum ist auch nötig für diejenigen Teile der Welt, die noch nicht so entwickelt sind wie wir. Postwachstum heißt also nicht: "Jetzt machen wir mal Schluss und lassen alles auf der Ebene, auf der es jetzt auch an weltgeschichtlichen Ungleichheiten angekommen ist. Nein, in Bangladesch oder in Schwarzafrika wird sicherlich gewachsen werden müssen: Dort müssen Investitionen getätigt werden, damit es zu einem besseren Leben kommen kann in der Breite. Aber in unseren Gesellschaften ist tatsächlich weniger Wachstum angesagt und, so leid es mir tut, meiner Meinung nach auch Verzicht. Aber vielleicht muss man sich einfach nur mal genauer überlegen, warum und wofür man verzichtet, um dann auf die Idee zu kommen: "Na ja, vielleicht könnte das ja doch ganz positiv sein, und zwar nicht nur für mich individuell, sondern für uns insgesamt."

Staubitz:

Sie haben ja auch schon das Stichwort genannt, dass wir alle das Gefühl haben, wir bewegen uns in einem ganz engen Zeitkorsett und sind erschöpft und tun das Maximale, um produktiv zu sein, um uns selbst zu verbessern und aktiv zu halten. Aber irgendwie fühlen wir uns ja nicht so richtig wohl dabei. Dabei könnte hier eine Veränderung doch auch Teil des guten Lebens sein. Sie haben ja auch ein Vorwort zu einem Büchlein geschrieben, das bereits 130 Jahre alt ist. Ich hoffe, ich spreche den Autor jetzt richtig aus: Es stammt von Paul Lafargue, der damals schon in seinem gleichnamigen Buch geschrieben hat, es gebe "Das Recht auf Faulheit". Er begründete das u. a. damit, dass man auch einen dreistündigen Arbeitstag einführen könnte. Das gab damals natürlich einen riesengroßen Aufschrei – und der wäre heute vermutlich noch genauso groß. Ist das denn realistisch? Könnte so etwas funktionieren?

Lessenich:

Nun, Paul Lafargue ging eben damals bereits davon aus, dass wir ein Produktivitätsniveau erreicht haben, mit dem wir die Bedarfe der

Gesellschaft in ihrer Breite bedienen können, ohne noch mehr zu arbeiten. Die Geschichte der Arbeitszeit seither ist ja auch in der Tat eine, in der es tatsächlich Versuche gegeben hat, die Arbeitszeit zu verkürzen. Gegenwärtig jedoch sind wir dabei, über Arbeitszeitverlängerungen nachzudenken, obwohl wir bzw. gerade weil wir uns gesellschaftlich auf dem maximalen Produktivitätsniveau der Geschichte befinden. Frankreich hat in großen politischen Kämpfen gesetzlich die 35-Stunden-Woche etabliert. Aber mittlerweile gibt es dort eine Bewegung, die sagt: "Wenn wir international konkurrenzfähig bleiben wollen, dann müssen wir die Arbeitszeiten verlängern." Das ist völlig widersinnig, denn ...

Staubitz: Und man müsse die Lebensarbeitszeit verlängern, um dieses Thema auch gleich noch anzuschneiden.

Lessenich: Ja, eine Lebensarbeitszeitverlängerung haben wir in unserer Gesellschaft ja auch schon seit Jahren. Mittlerweile gilt 67 als das prospektive Rentenzugangsalter, aber das wird sich sicherlich noch weiter nach hinten verschieben. Wir haben eigentlich die Vorstellung, wir müssten immer mehr arbeiten, immer mehr leisten, nur um so weiterleben zu können, wie wir das heute tun. Lafargue weist zunächst einmal auf diesen Widerspruch hin: Wie kann es sein, dass es sich in einer Gesellschaft – die so hoch produktiv ist und in der es möglich wäre, Arbeitszeiten zu verringern und mehr freie Zeit zu haben und auch mehr Freiheit, um Dinge zu tun, die nicht an die materielle Reproduktion gebunden sind – als faktisch unmöglich darstellt, sich von diesem Zusammenhang zu lösen: Immer mehr Produktivität heißt bis heute scheinbar immer auch gleichzeitig mehr Arbeit, mehr Arbeitszeit. Er erklärte das damals sozusagen mit der Verbürgerlichung der arbeitenden Klassen, denn er sagt, dass sich das bürgerliche Arbeitsethos sozusagen in die Arbeiterschicht eingeschrieben hat und dass der Arbeiter nun quasi der bessere Bürger sein will. Heute gibt es zumindest in unseren Milieus die beständige Klage, dass wir überlastet sind, dass immer noch eine Schippe draufgelegt werden muss ...

Staubitz: Und das steht einem ja auch gut zu Gesicht.

Lessenich: Genau, gleichzeitig ist das auch ein soziales Wettbewerbsmoment. Und häufig ist das eben auch ein Moment der Distinktion, wie wir Soziologen das nennen: Man kann sich als besonders wichtig, besonders gefragt, besonders gut situiert darstellen, wenn man immerzu sagt, man habe keine Zeit. Es gibt in bestimmten Milieus einen regelrechten Wettbewerb darum, wer am kürzesten schläft bzw. wer der eigenen Behauptung nach am wenigsten schläft: Da heißt es dann, man schlafe nur mehr insgesamt fünf Stunden pro Tag, vier Stunden, drei Stunden.

Staubitz: Und diese Menschen stehen auch noch um fünf Uhr morgens auf, um vor der Arbeit noch schnell eine Stunde zu joggen.

Lessenich: Ja, natürlich. Ein wunderschönes Signal ist auch, E-Mails um 3.30 Uhr in der Nacht zu versenden oder eben bereits um 5.15 Uhr. Es gibt also einerseits die Klage darüber, man habe keine Zeit, und es gibt ein kollektives In-Bewegung-Halten dessen oder ein kollektiv-individuelles In-Bewegung-Halten dieses gesamten Prozesses. Wir klagen zwar darüber, aber wir orientieren uns auch an denen, die vielleicht noch mehr tun und noch weniger Zeit haben. Und so stabilisiert sich das eben ...

Staubitz: Sie sagen, dass sich das bis ins Alter fortzieht. Der Ruhestand, bei dem man sich nur noch zurückzieht und gemütlich im Lehnstuhl seine Zeitung liest – gut, das mag auch in der Vergangenheit nicht für jeden immerzu attraktiv gewesen sein –, ist total out; man wir nur mehr aktiv älter. Es gibt nur noch die "Best Ager" und die "Silver Ager" usw.

Lessenich: Wir haben hier wirklich intensive Forschung betrieben, denn das ist in der Tat ein sehr interessantes Feld. Das Alter war in einer bestimmten historischen Phase – sagen wir mal in den ersten paar Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg – ein Lebensabschnitt, der von dieser Produktivitätslogik, dieser Steigerungslogik und auch von dieser Arbeitszeiterhöhungslogik ausgenommen war. Im Hinblick auf diesen Lebensabschnitt hat man also gesagt: "Gut, es gibt Personengruppen, die haben ihr Scherflein beigetragen zum gesellschaftlichen Wohlstand und sie können nun angemessenerweise, berechtigt und begründeterweise ausscheiden aus dem Erwerbsleben und potenziell, wenn sie das wollen, ihren Ruhestand genießen." Es war ja nie so, dass die Ruheständlerinnen und Ruheständler alle die Füße hochgelegt und gar nichts mehr gemacht haben. Aber es war jedenfalls die gesellschaftliche Idee, dass es eine Lebensphase gibt, in der man weniger stark einbezogen ist in diesen Produktivitätskreislauf. Mittlerweile ist Ruhestand eigentlich eher ein Schimpfwort und überträgt sich, weil der gesellschaftliche Druck eben höher wird, auch zunehmend auf die Selbstbeschreibung älterer Menschen. Sie lehnen es alle ab, über sie zu sagen, sie seien im Ruhestand. Stattdessen beschreiben sie sich alle viel lieber als Unruheständlerinnen und Unruheständler, um anzuschließen an das, was gesellschaftlich die Erwartungshaltung ist: dass wir unser gesamtes Leben von der Wiege bis zur Bahre aktiv sind und etwas beitragen und uns weiterentwickeln. So geht also in die individuellen Selbstbeschreibungen und auch in die Lebensführungsmuster das über, was wir gesamtgesellschaftlich haben, nämlich diese riesige Produktivitätssteigerungsmaschinerie, die unsere Gesellschaft geworden ist.

Staubitz: Ich würde wirklich sehr gerne noch tiefer in dieses Thema einsteigen und herausfinden wollen, ob das eigentlich ein ganz gutes Selbstaktivierungsmuster ist angesichts des demografischen Wandels, wenn die Rentner tatsächlich noch ein bisschen beitragen, oder ob auch das nicht wieder etwas mit Verdrängung bzw. mit einer Angst vor dem Tod zu tun hat usw. Aber wir schaffen das nicht mehr, weswegen ich denke, dass wir uns wohl noch einmal treffen müssen, um an dieser Stelle weiterzuplaudern.

Lessenich: Sehr gerne.

Staubitz: Vielleicht noch eine Abschlussfrage: Wenn Sie auf Ihr Leben zurückblicken: Ist das Leben, das Sie heute führen, bereits das gute Leben, das Sie erreichen wollen? Oder müsste da noch etwas passieren, sodass Sie sagen können: "Jetzt ist es wirklich das gute, erfüllte Leben"?

Lessenich: Da muss noch eine ganze Menge passieren. Aber ich nehme Ihre Frage zum Anlass, um zu sagen: Aus meiner Perspektive ist die Frage nach dem guten Leben nie eine, die sich nur individuell beantworten lässt. Ich könnte ja schon aus professionellen Gründen nicht ausblenden, wie es

anderen Menschen geht; aber ich könnte das auch nicht, wenn ich nicht Soziologe wäre. Mein gutes Leben hängt also davon ab, dass es den Menschen in meinem sozialen Nahraum oder eben auch in weiter entfernten gesellschaftlichen Regionen einigermaßen gut geht. Ich kann das nicht ausblenden, wenn ich von meiner eigenen Lebensfreude, von meinem eigenen guten Leben spreche. Für mich persönlich bin ich auch noch weit vom guten Leben weg, denn ich bin ja selbstverständlich auch Teil dieser Produktivitätsmaschinerie. Es ist also nicht so, dass ich meine persönliche Arbeitszeit schrittweise reduzieren würde oder so etwas. Aber die Frage nach meinem guten Leben kann ich wirklich nur beantworten, indem ich sage: Ich möchte in einer Gesellschaft leben – und erst dann könnte ich individuell sagen, ich lebe gut –, die für möglichst viele andere auch das gute Leben ermöglicht, die strukturell so eingerichtet ist, dass das gute Leben nicht nur meine Individualangelegenheit ist. Ich möchte in einer Gesellschaft leben, in der ich weiß, dass nicht nur ich, sondern viele andere auch ihrer Vorstellung von einem guten Leben so nahe wie möglich kommen können. Das ist auch eine Utopie, aber eine positive, wie ich finde.

Staubitz: Vielen Dank, Professor Lessenich, für die Zeit, die Sie sich heute genommen haben ...

Lessenich: Sehr gerne.

Staubitz: ... und für die Utopien, die Sie noch entwickeln werden und die wir vielleicht z. T. auch in dem Buch lesen dürfen, das im Herbst herauskommt.

Lessenich: Das möchte ich hoffen.

Staubitz: Vielleicht haben wir dann noch einmal die Möglichkeit für ein Gespräch. Vielen Dank, Herr Professor Lessenich. Liebe Zuschauer, das war das alpha-Forum für heute. Ich bedanke mich ganz herzlich für Ihre Aufmerksamkeit und freue mich auf ein Wiedersehen mit Ihnen.